



Leseprobe

Walter Moers
Prinzessin Insomnia & der alpträumfarbene Nachtmahr
Roman

»Für alle, die gern in fremde Welten eintauchen und sich von der blühenden Phantasie und dem Ideenreichtum des Schriftstellers Walter Moers verzaubern lassen wollen.« *NDR 1 »Kulturspiegel«, Carmen Woischyk*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 08. Oktober 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das neue Märchen des Kultautors voller skurriler Charaktere und Komik

Prinzessin Dylia, die sich selbst »Prinzessin Insomnia« nennt, ist die schlafloseste Prinzessin von ganz Zamonien. Eines Nachts erhält sie Besuch von dem alptraumfarbenen Nachtmahr Havarius Opal: Der ebenso beängstigende wie sympathische Gnom kündigt an, sie in den Wahnsinn treiben zu wollen. Vorher nimmt er die Prinzessin aber noch mit auf eine abenteuerliche Reise durch die Welt des Denkens und Träumens, die für beide immer neue und überraschende Wendungen bereithält, bis sie schließlich zum dunklen Herz der Nacht gelangen ...



Autor

Walter Moers

Walter Moers, 1957 in Mönchengladbach geboren, hat sich mit seinen phantastischen Romanen weit über die Grenzen des deutschen Sprachraums hinaus in die Herzen der Leser und Kritiker geschrieben. Alle seine Romane wie »Die 13 ½ Leben des Käpt'n Blaubär«, »Der Schreckenmeister« oder »Das Labyrinth der Träumenden Bücher« waren Bestseller. Zuletzt erschien die hochgelobte, zweibändige Comic-Adaption von »Die Stadt der Träumenden Bücher«.

Die Originalausgabe erschien 2017 im Albrecht Knaus Verlag, München.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2017 beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: bürosüd, München

Umschlaggestaltung: Walter Moers, Oliver Schmitt und Lydia Rode

Lektorat: Rainer Wieland

Layout und Satz: Oliver Schmitt, Mainz

Illustrationen: Lydia Rode

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

978-3-328-10334-9

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

**Vom vielen Schlafen hat die Schlange
ihre Füße verloren.**

Zamonisches Sprichwort

Bereich um die Augen jedes Mal etwas dunkler schminkte. »Sag mal – wer bist du eigentlich?«, fragte sie ihr Spiegelbild mit einem spöttischen Lächeln. »Bist du ich oder bin ich du? Oder sind wir beide zusammen jemand ganz anderer? Hm?«

Wenn sie einmal so weit gekommen war wie heute, achtzehn Tage und Nächte in Folge ohne jeglichen Schlaf, dann kokettierte sie hin und wieder mit dem Gedanken, dass auch ihre geistige Gesundheit auf dem Spiel stehen könnte. Sie warf den Kopf in den Nacken, legte theatralisch den Handrücken an ihre kalte Stirn und fragte ihr Spiegelbild mit bebender Stimme: »Ich werde doch nicht etwa«, sie machte eine kurze dramatische Pause, »langsam wahnsinnig?«

Anschließend lachte sie kurz auf, sagte zu ihrem Spiegelbild: »Ach, geh mir doch weg!« – und ging weg. Dies war ein Teil des Rituals, das sie zur Pflege ihrer geistigen Gesundheit mittlerweile fast genauso regelmäßig praktizierte wie das Reinigen ihrer Zähne mit Zahnseide. Erst dann begann sie ihre allabendlichen Spaziergänge durch das Schloss, wobei sie meist keinen der sieben Türme mit ihren Wendeltreppen ausließ. Sie wandelte so ziellos, wie es sich für einen unruhigen Schlossgeist gehörte.

In diesem fortgeschrittenen Zustand des Schlafentzugs erschien der Prinzessin ihre eigene Existenz – und auch so ziemlich alles andere – wie ein wunschloser Tagtraum oder wie ein verrücktes Märchen ohne Ende und ohne Moral, das sie sich selber wieder und wieder erzählte. Dann stand sie buchstäblich neben sich und den Dingen und betrachtete alles aus kurzer Distanz. Nicht ohne Skepsis, aber auch nicht ohne Amusement. Denn Prinzessin Dylia hatte gelernt, selbst ihrer extremen Schlaflosigkeit angenehme Seiten abzugewinnen. Sie las dann in sich wie in einem Buch mit rätselhaften Hieroglyphen, die sie nur zum Teil entschlüsseln konnte. Sie sah sich selbst zu wie der Hauptdarstellerin eines absurden Theaterstückes, das aus viel zu vielen und viel zu langen Akten bestand, aber dennoch seltsam fesselnd war.

Ihre eigene Stimme klang wie nie zuvor gehörter, dennoch seltsam vertrauter Gesang. Diese Art von schlafwandlerischer Selbstwahrnehmung hatte eine eigenartige, ja geradezu *einzigartige* Qualität, die Prinzessin Dylia niemandem vermitteln konnte, aber vielleicht gerade deshalb genüsslich

losigkeit zu heilen oder wenigstens zu mildern. Höchst seriöse Wissenschaftler und höchst unseriöse Quacksalber hatten mit Baldrianschlafsäcken und Hopfenschlafmützen, viel zu warmen Heizdecken und viel zu kalten Kühlkissen experimentiert, mit halluzinogenen Hypnosependeln, meditativen Metronomen und transzendenten Traummaschinen. Nichts wollte wirken!

Der oberste Hofalchemist hatte wie immer klug taktierend im Hintergrund gewartet, bis alle gescheitert waren, um seine Lösung zu präsentieren. Er schlug eine »ganzheitliche Methode« vor. Sein Plan war, alle Künste und Wissenschaften – und ein paar esoterische Pseudowissenschaften – zu einem alchemistischen Gesamtkunstwerk zusammenzuführen, welches die Prinzessin mit vereinter Kraft in den ersehnten Schlaf wiegen würde.

Der Alchemist ließ dafür zunächst den Hofkapellmeister eine, wie er sie nannte, *Morpheusische Schlummeroper* komponieren. Für diese durften ausschließlich simpelste Harmonien benutzt werden, welche bereits in populären Schlafliedern Verwendung gefunden hatten. Sie wurden vom königlichen Hofchor und dem Hoforchester intoniert. Dabei kamen ein Dutzend Harfen und hundert Zupfgeigen zum Einsatz.

Die Liedtexte, welche die sieben königlichen Hofdichter dafür verfassen mussten, waren von ausgesucht nervenschonendem, harmlosem und einschläferndem Inhalt. Diese Opernmusik wurde vom obersten Hofalchemisten persönlich auf einem eigens für diesen Anlass ersonnenen und gebauten Tasteninstrument begleitet, das er, nicht besonders einfallsreich, *Traumonium* getauft hatte. Es handelte sich dabei aber nicht um ein Musikinstrument. Das Traumonium konnte alchemistische Duftakkorde aus beruhigenden Aromen wie Baldrian, Lavendel, Anis, Geranie, Melisse, Bergamotte, Sandelholz oder Jasmin erzeugen, und zwar vermittels ätherischer Dämpfe, die über eine Art Orgelpfeifen abgesondert wurden.

Zu dieser Musik- und Duftberieselung führten vom obersten Hofalchemisten dressierte Riesenschildkröten ein quälend langweiliges, doch hypnotisches Ballett auf: Die Kröten, deren Panzer mit Blattgold und Bernstein üppig verziert und mit brennenden Kerzen bestückt waren, krochen aufreizend langsam im Kreis herum und verteilten so ein leicht bewegtes, goldorangenes Licht über den Raum. Und tatsächlich befand sich bald die gesamte Schlossbevölkerung in friedlichem Schlummer.

Prinzessin Dylia erwog stattdessen, eine Doktorarbeit über ihre Beobachtungen der Zwielichtzwerge zu schreiben. Aber würden die Kerlchen überhaupt genug hergeben, um eine ordentlich gegliederte, wissenschaftliche Arbeit mit vielen Fußnoten, einem Register und allem Drum und Dran zu rechtfertigen? Vor allen Dingen fürchtete sie, dass man sie aufgrund einer solchen Veröffentlichung einer ernsthaften Hirnerkrankung verdächtigen könnte. Denn es bedurfte ja mindestens sieben bis neun Tage und Nächte konsequenten Schlafentzugs, um Zwielichtzwerge überhaupt wahrnehmen zu können. Welcher mögliche Prüfer nahm das auf sich, nur um Prinzessin Dylia's Zurechnungsfähigkeit zu überprüfen? Da lag es doch viel näher, sie einfach für verrückt zu erklären. Akademiker und Kopfdoktoren waren ja notorisch bekannt für ihre Denkfaulheit.

Die Prinzessin benötigte nicht viel von ihrer reizbaren Vorstellungskraft, um sich in einer – übrigens sehr eleganten und mit aparten Applikationen versehenen – Zwangsjacke stecken und von grobschlächtigen Pflegern weggeschleppt zu sehen, während sie mit überschnapper Stimme immer wieder rief: »Da! Da sind sie! Die Zwielichtzwerge! Auf der Fensterbank! Sie zwitschern! Sie glucksen! Sie schweben! Seht doch hin, ihr abgestumpften Vollidioten!« Und so weiter.

Nur kurz nachdem Prinzessin Dylia die Zwielichtzwerge gesehen hatte, schrieb sie das erste Gedicht ihres Lebens. Sie schrieb mit Buntstiften jedes Wort in einer anderen Farbe, weil es ihr sonst zu finster war:

Zwielicht ist ein schönes Licht
Im Zwielicht sieht man nämlich nicht
Wie ringsherum die Welt zerbricht

Nebel ist auch wunderschön
Im Nebel kann man nicht mehr seh'n
Wie alle Dinge untergeh'n

Am schönsten ist die Dunkelheit
Im Dunkeln sieht man gar kein Leid
Zerträumt sich blind die Einsamkeit

geordnet, denn Ordnung musste für Dylia auch in einem Mondlichtrausch sein: **Abenezra, Abul Wafa, Agatharchides, Anaxagoras, Aryabhata, Avogadro, Babakin, Belkovich, Belopolskiy, Bhabha, Bombelli, Bronk, Calippus, Cannizzaro, Capuanus, Celsius, Censorinus, Chaplygin, Chladni, Cleomedes, Crocco, Ctesibius, Daedalus, Dobrovolskiy, Drude, Dubyago, Endymion, Eötvös, Epimenides, Erro, Espin, Evdokimov, Faustini, Feoktistov, Finsen, Flammarion, Fontenelle, Fra Mauro, Frost, Fryxell, Gadowski, Gaudibert, Gemma Frisius, Glazenap, Grot-rian, Guthnick, Harkhebi, Harpalus, Hatanaka, Heinsius, Hirayama, Hogg, Hommel, Hypatia, Ibn Battuta, Icarus, Inghirami, Isidorus, Jar-vis, Joliot, Jomo, Kao, Karpinskiy, Kekule, Kidinnu, Kreiken, Krishna, Krusenstern, Lagalla, Lebedinskiy, Leeuwenhoek, Longomontanus, Macrobius, Mandelstam, Maskelyne, Maurolycus, Melissa, Messala, Möbius, Montanari, Nagaoka, Naonobu, Nasireddin, Necho, Nobili, Nunn, Oenopides, Oken, Onizuka, Osiris, Pannekoek, Paraskevopoulos, Perepelkin, Philolaus, Piccolomini, Pickering, Pitatus, Poczobutt, Posidonius, Protagoras, Quetelet, Raspletin, Regiomontanus, Respighi, Ricco, Rocca, Rocco, Sacrobosco, Schiaparelli, Schrödinger, Seleucus, Shi Shen, Siedentopf, Silberschlag, Simpelius, Spallanzani, Stiborius, Sulpicius Gallus, Theophilus, Theophrastus, Timiryazev, Tsu Chung-Chi, Tycho, Ulugh Beigh, Vashakidze, Vendelinus, Viviani, Volterra, Voskresenskiy, Wan-Hoo, Weierstrass, Whipple, Wurzelbauer, Xenophanes, Xenophon, Yablochkov, Yamamoto, Yoshi, Zasyadko, Zeno, Zhang Yuzhe, Zupu und Zwicky.**

Wenn Prinzessin Dylia bei **Zwicky** angekommen war, schlief sie entweder vor Erschöpfung ein oder sie fing noch mal von vorne an.

Es war die Ruhe der Finsternis, die sie an den Nächten so schätzte. Jene seltene und verhaltene Ruhe, die etwas von der Stille im Wald nach einem Gewitterregen hatte, wenn sich jede lebende Kreatur in ihren Bau oder unter ein Blatt verkroch und totstellte. Kein absoluter Stillstand, nur ein vorübergehendes Verharren des Lebens. Ein nachdenkliches Innehalten, ein allgemeiner Waffenstillstand. Das fand Prinzessin Dylia beruhigend. Es bedeutete nämlich vor allen Dingen die Abwesenheit von überflüssigen Lauten. Tagsüber gab es selbst in ruhigen Phasen dieses ewige und pene-

8. Pisanzapra

So bezeichnete man die Zeit, die man benötigt, um eine Banane zu essen. Jedenfalls auf der winzigen Bananenplantageninsel Pisanza an der südzamonischen Küste, wo Bananen immer noch *Pisanzen* genannt wurden. Aber bei dem Begriff **Pisanzapra** ging es eigentlich weniger um den Verzehr dieser nahrhaften Frucht, sondern darum, etwas zu bezeichnen, das erstens leicht und zügig zu erledigen war und dabei zweitens auch noch Genuss bereitete. »Das war ja **pisanzapra!**«, sagte man zum Beispiel, wenn man gerade auf die Schnelle eine Banane gegessen hatte. Prinzessin Dylia aß sehr gerne Bananen, besonders um anschließend den Hofnarren auf der Schale ausrutschen zu sehen. »Es ist eigentlich ein sehr primitiver Scherz«, sagte sie sich gelegentlich nicht ohne Schamgefühl. »Aber er wirkt jedes Mal.« Leider hatte sich im Verlauf des Tages keine Gelegenheit gefunden, das eine oder andere **pisanzapra** zu benutzen. Ob die Nacht noch eine Möglichkeit bot?

9. Quoggonophobie

Das war die chronische Furcht, sehr kleinen Kreaturen aus Versehen etwas zuleide zu tun. Sie war verbreitet bei besonders zartbesaiteten Zeitgenossen, die befürchteten, durch rücksichts- oder achtloses Gehen auf einen Quoggozweg (eine besonders kleinwüchsige Zwergensorte) zu treten und ihn dadurch zu verletzen oder gar zu töten. Das ist eine eigentlich ziemlich unbegründete Furcht, sagte sich die Prinzessin, weil zamonische Zwerge recht gut selbst auf sich achten können und extrem flink sind. Genauso gut könnte man Angst haben, sich auf eine Stubenfliege oder ein Wiesel zu setzen. Bei **Quoggonophobie**-Erkrankten, so das Wörterbuch, kann es manchmal zu ernsthaften Problemen im Sozialverhalten, zu Gehstörungen und sogar zu vollkommener Bewegungsstarre kommen.

.....

* A.d.Ü.: Übrigens gibt es noch eine Negation von **pisanzapra**, die **unpisanzapra** heißt und »die Banane mit der Schale essen« bedeutet. Wer das jemals versucht hat, weiß, warum dies das Gegenteil von etwas ist, das gleichzeitig köstlich und leicht zu erledigen ist. Es schmeckt zum Kotzen und dauert ewig.

Prinzessin Dylia überlegte jetzt, ob ihr Zurückschrecken vor der Idee, einen Zwielichtzweg zu foltern, bereits ein Anzeichen von beginnender **Quoggonophobie** war, aber sie entschied, dass dies nicht der Fall sei. Es handelt sich dabei um ganz normale Sensibilität, wenn man jemand anderen nicht foltern will, sagte ihr der gesunde Prinzessinnenverstand. Im Gegenteil: Erst wenn man den dringenden Wunsch verspürte, einen Zwerg zu foltern, *dann* sollte man anfangen, sich Sorgen um seine geistige Gesundheit zu machen.

10. **Amygdala**

Dies war der zu Recht berüchtigte Teil des Gehirns, der auch *Mandelstamm* oder *Corpus amygdaloideum* genannt wurde und verantwortlich war für die Erzeugung des Angstgefühls. Ein, wie Prinzessin Dylia fand, ausgesprochen poetisches und schönes Wort für etwas, das eigentlich die übelste Gegend ihres verzweigten Hirnreiches sein sollte. So nannte man vielleicht Diamanten, Schmetterlinge oder Altenheime, aber doch keinen Ort, an dem sich Übelkeit, Panik, Depression und Apathie zusammengerottet hatten, um ihr Wirtsgebäude mit unangenehmen Emotionen zu terrorisieren. Aber gerade darum war es ja ein vorzügliches Pfauenwort.

11. **Schlimazzel**

Ein **Schlimazzel**, das war in der Mundart der fhernhachischen Kürbisbauern jemand, der Pech hat, kurz nachdem er bereits Pech hatte und unmittelbar bevor er schon wieder Pech hat. Er war also ein echter Pechvogel, dem das Unglück an den Hacken haftete. »Das ist eigentlich viel zu einfach«, dachte Prinzessin Dylia. »So brauche ich ja nur unseren Hofnarren zu nennen. Der tritt doch andauernd von einem Fettnäpfchen ins nächste. Schon aus beruflichen Gründen.« Der Hofnarr rutschte zum Beispiel mit voller Absicht auf einer Bananenschale aus, um dann mit dem Gesicht in eine Torte zu fallen – nur, um die Prinzessin aufzuheitern. Es war zwar jetzt weit und breit kein Hofnarr in Sicht, aber vielleicht würde sich noch ein anderer Unglückspilz zeigen, den sie so bezeichnen könnte.

12. Hoyotojokomeshi

Das war Dylia's Lieblingspfauenwort des Tages, mit großem Abstand. Denn es bedeutete, *einen Baumstamm durch einen Strohhalm zu trinken*. Natürlich war das eine Metapher, nämlich dafür, etwas vollkommen Sinnloses, Unerreichbares oder physikalisch völlig Unmögliches zu versuchen, wie etwa einem Einhörnchen Salz aufs Horn zu streuen, um es zu fangen, oder einen Zwielichtzwerg zu foltern. Und eine Gelegenheit zu finden, das Wort **hoyotojokomeshi** sinnvoll zu benutzen, das war auch ganz schön **hoyotojokomeshi** – also durchaus nach Prinzessin Dylia's Geschmack.

13. Zaminolonimaz

Das war ein Wort, das sich zamonische Alchemisten für ein Element ausgedacht hatten, das aus allen Elementen zugleich bestehen sollte und aus dem alle Elemente hervorgegangen waren – nicht zu verwechseln mit dem Zamomin, dem einzigen Element, das denken kann. Ein völliger Quatsch natürlich, wie so ziemlich alles, was sich zamonische Alchemisten ausgedacht hatten. Aber die Prinzessin liebte die Tatsache, dass es ein Palindrom war, ein Wort, das man von vorne nach hinten genauso lesen konnte wie von hinten nach vorne, wie *Rentner* oder *Kajak*. Prinzessin Dylia musste allerdings tadeln, dass das Wort *Palindrom* selbst kein Palindrom war. Man hätte es doch *Mordilidrom* nennen können oder so, dann wäre es auch ein Palindrom, aber wenigstens ein richtiges. Aber diese Linguisten waren für ihre Einfallslosigkeit und Denkfaulheit genauso bekannt wie die meisten anderen Akademiker. Alles musste man selber machen!

Als sich Prinzessin Dylia ihre Pfauenwörter des Tages nochmals ansah, fand sie, dass da eine ziemlich imposante Liste zusammengekommen war:

1. **Abgunst**
2. **Contraindikativ**
3. **Defenestration**
4. **Iktsuarpoken**
5. **Linguamundivagant**
6. **Mamihlapinatapaai**
7. **Niemalsweh**
8. **Pisanzapra**
9. **Quoggonophobie**
10. **Amygdala**
11. **Schlimazzel**
12. **Hoyotojokomeshi**
13. **Zaminolonimaz**

»Wenn der Tag nur halb so farbig wird wie diese Liste«, hatte Dylia am Morgen zufrieden gedacht, »dann wird daneben sogar ein Regenbogen bloss aussehen.« Der heutige Tag war bisher zwar noch vergleichsweise farblos geblieben, aber die Prinzessin lebte ja sowieso in der Nacht erst richtig auf. Wenn andere sagten, es sei noch nicht aller Tage Abend, dann hieß es für Dylia vielmehr: Es ist noch nicht aller Nächte Morgen.

Und dann war da auch noch das *Oberüberwort*. Das war die geheimnisvolle Supervokabel, nach der Prinzessin Dylia schon ewig fahndete. Sie wusste, dass es sich irgendwo, vielleicht sogar in den verschlungenen Gängen ihres eigenen Gehirns befand, aber sie hatte es bis zum heutigen Tag noch nicht gefunden. Sie wusste eigentlich nur, dass es nicht unbedingt ungewöhnlich und glamourös sein musste, und es durfte auch durchaus ein ihr vertrautes Wort sein. Aber es musste eine Vokabel sein, die – mit neuer Bedeutung erfüllt – zu einem echten Zauberwort für sie werden würde.

bekommen. Palastrevolutionen und Tyrannenmorde gehörten nämlich zu den ganz normalen Berufsrisiken, wenn man in Zamonien zu einer Königsfamilie gehörte. Dabei war ihr Vater gar kein Tyrann, bewahre! Sondern ein vergleichsweise gütiger und gerechter König, der sich bei seinem Volk und seiner eigenen Familie durchaus einer gewissen Beliebtheit erfreute. Aber man konnte ja nie wissen.

Prinzessin Dylia konnte sich sogar vorstellen – sie konnte sich nämlich so ziemlich *alles* vorstellen, selbst diese angeblich unvorstellbar großen Zahlen aus der zamonischen Astronomie –, dass sie einmal eigenhändig eine Palastrevolution anzetteln würde. Nur so zum Spaß und um mal zu sehen, was passierte. Dann würde sie ihren Vater in ein dunkles Verlies sperren und ihm einen Sack über den Kopf stülpen lassen. Nur um sein dummes Gesicht zu sehen, wenn sie ihm den Sack selber wieder abzog und mitteilte, dass alles nur ein Scherz war. »Wie unreif und albern!«, dachte Dylia gleich wieder über ihr Gedankenspiel. »Mit einer Palastrevolution Spaß man nicht. Und man zieht seinem alten Vater keinen Sack über den Kopf. Das ist einer erwachsenen Prinzessin nicht würdig.«

Prinzessin Dylia beschloss auch dieses Mal, sich ihrer Verantwortung bewusst zu sein. In der Zeit, in der sie wach war, während alle anderen schliefen, hatte sie nämlich ihre eigene Erziehungsberechtigte zu sein. Und deswegen war sie strenger und unnachgiebiger mit sich selbst, als es ein autoritärer Hauslehrer, eine verknöcherte Klavierlehrerin und ein florinthischer Kampfsporttrainer gemeinsam hätten sein können.

Prinzessin Dylia wusste, dass sie die wohlerzogenste Tochter von ganz Zamonien war. Aber der Gedanke an das dumme Gesicht ihres Vaters, wenn sie ihm im Verlies den Sack wieder vom Kopf zog, gefiel ihr eine ganze Weile so vorzüglich, dass es ziemlich lange dauerte, bis sie ihn endlich verdrängt hatte.

Dies war nämlich auch eines ihrer zahlreichen Talente: Prinzessin Dylia konnte außerordentlich gut verdrängen. Zum Beispiel unangenehme Gedanken oder Zwangsvorstellungen, die ihr sinnlos die Laune verdarben – wie etwa an fette Spinnen, Palastrevolutionen oder an den Tod.

Als sie noch klein war, hatte ihr der königliche Hofvorleser einmal eine gruselige Geschichte vorgelesen von einem Dämon, der unter die Bettdecke

von jungen Prinzessinnen kroch, um sie von dort aus mit seinem gespenstischen, weißen Gesicht zu erschrecken. Ihre Bettdecke aber, die sie gern bis zum Kinn hochzog, war ihre letzte Bastion gegen solche Vorstellungen aus gruseligen Geschichten.

Dass ausgerechnet unter der schützenden Bettdecke ein Dämon hocken konnte, gefiel ihr ganz und gar nicht. Also verdrängte sie diesen Gedanken mit aller Macht. Und zwar so radikal und erfolgreich, dass sie ihn völlig ausgelöscht hatte, als der königliche Vorleser ihr dieselbe Geschichte zum zweiten Mal vorlas. Also erschrak sie darüber genauso heftig wie beim ersten Mal, um die Sache dann wiederum erfolgreich zu verdrängen – und so weiter und so weiter. Sie lernte dabei nicht nur das Verdrängen, sondern auch, dass dazu mechanische Beharrlichkeit genauso gehört wie körperliche Ausdauer zum Marathonlauf.

Also verdrängte sie jeden Gedanken und jede Erinnerung, die ihr nicht gefielen. Sie verdrängte die Gedanken an ihre Krankheit und ihre Schlaflosigkeit. Außerdem vermied sie jede Sorge über Unvorhersehbares, um Raum zu schaffen für wertvolle Gedanken über die wirklich wichtigen Dinge – wie etwa gehaltvolle Bücher, unsterbliche Melodien, Pfauenwörter oder gelungene Witze des königlichen Hofnarren.

»Ich denke lieber nicht allzu viel über derart unwägbares Zeug wie das Schicksal oder die Zukunft nach«, sagte Prinzessin Dylia zu sich selbst. »Ich halte mich lieber an Sachen, die wägbare sind. Zum Beispiel, wie ich meine Pfauenwörter sinnvoll in den Tagesablauf eingebaut bekomme. Ich werde die lösbaren Probleme bewältigen, statt mir über die unlösbaren den Kopf zu zerbrechen – das ist meine Aufgabe.«

Und das war eine Kunst, die nur sehr wenige Leute so perfekt beherrschten wie Prinzessin Dylia. Diejenigen, die es gar nicht konnten, fristeten in ihren Augen ein kümmerliches und bedauernswertes Dasein in ständiger Sorge um die Zukunft oder die Gesundheit.

Das erschien Dylia ungefähr so sinnvoll, wie sich Sorgen über das Wetter oder die tektonischen Verschiebungen der Erdkruste zu machen. Deshalb hatte sie eine kreative Methode gefunden, um Dingen, die ihr Sorgen bereiten könnten, präventiv den Schrecken zu nehmen. Nämlich indem sie sie einfach anders benannte. Und zwar so radikal anders, dass sie nur

noch albern, lächerlich oder völlig kryptisch klangen – statt beeindruckend, beängstigend oder deprimierend.

Bei ihr hießen Kopfschmerzen *Schmopferkerzen* und eine Magenverstimmung hieß *Stagenvermimmung*. Ihre Krankheit nannte sie eine *Kreithank* und Bluthochdruck *Druthochbluck*. Man sollte es nicht glauben, aber es kommt einem schon halb so schlimm vor, wenn man statt Depressionen nur noch *Pissdrenonen* hat. Und als *Grämine* hört sich eine Migräne eher nach einer harmlosen Topfpflanze an als nach einer chronischen Kopferkrankung.

Ihrem Vater empfahl sie, aus einer Staatskrise eine *Kraatsstise* zu machen und aus einer Steuererklärung eine *Kleuererstärung*.

Prinzessin Dylia nannte dieses selbsterdachte Verfahren *ridikülisierendes Anagrammieren*. Sie wollte es sogar schon einmal im ganzen Königreich als Schulfach durchsetzen, aber ihr Vater war strikt dagegen. Dabei war es ein ausgeklügeltes Buchstabenvertauschungsprogramm von verblüffender Wirksamkeit.

Es konnte jedes Schreckenswort in eine Karikatur seiner selbst verwandeln und sogar Krankheiten und Tod den bösen Stachel ziehen. Aus einem lebensbedrohlichen Herzinfarkt machte sie so im Nu einen lustigen *Ferzinharkt* und aus einem Schlaganfall einen absurden *Flaganschall*. Aus einem schmerzhaften Bandscheibenvorfall wurde ein *Schandbeibenrollfav*, aus Blutzucker *Zutblucker* und aus Brechdurchfall *Frechdurchball*. Es wurde nicht mehr gestorben, sondern *stegorben*, es drohte nicht mehr die lebenslängliche Haftstrafe, sondern nur noch die *länglichlebense Strafhafē*, man war nicht mehr arbeitsunfähig, sondern *unbeihartsäfig*.

Und jetzt gingen mit Dylia die Anagramme durch. Man kam nicht mehr auf die Intensivstation, sondern auf die *Stintansivtitaon*. Und was machte es da noch aus, einen *Laufkreislapskol* zu erleiden und zu *prekieren*? Als *Dotesdurunke* verlor auch jede Todesurkunde ihren Schrecken, selbst wenn *Zeberlirrhose* oder *Sindschwucht* die Ursache war. Da konnte sie doch getrost ihr *Mestatent* machen, denn auf den *Hiedfrof* kam man so oder so, und zwar in einem *Seichenlack*. Wenn die Ärzte bei den regelmäßigen medizinischen Untersuchungen wieder mal von Blutfett und Cholesterin schwafelten, würde Dylia jetzt nur noch *Flutbett* und *Le Chosterin* hören. Und davon erhöhte sich nun nicht einmal mehr ihr *Drutbluck*, geschweige denn ihr *Spuckerziegel*.

lichen Expedition als Erstes tun sollte – ihre stets wohlgefüllte umhängbare Wasserflasche, warf alle Pläne für die nächsten Tage über Bord und sich selbst der Länge nach auf ihr Bett, wo sie dann einfach liegenblieb, bis alles wieder vorbei war. Mehr Vorbereitung, Strategie und Taktik gab es nicht, und das war auch schon fast alles, was nötig war.

Manchmal wurde noch der königliche Vorleser herbeizitiert, der ihr aus ihren sieben Lieblingsbüchern vorlesen musste, bis das Schlimmste ausgestanden war. Viel mehr konnte man nicht tun, denn Zuhören war die einzige körperliche Leistung, die für Prinzessin Dylia in dieser Phase nicht mit allergrößter Anstrengung verbunden war.

Und dann gab es diese Tage, an denen sie nicht einmal zuhören konnte. Dann erreichte sie jeder Ton, alles Geräusch, auch die Stimme des Vorlesers, nur noch wie ein Raunen und Rauschen durch eine ölgetränkte Wattenmatratze, und sie konnte froh sein, wenn sie sich an ihren eigenen Namen erinnerte. Dann gab es nur sie, den Planeten Conatio und ihre besten Freunde, die Gedanken.

An solchen Tagen schickte sie den Hofvorleser zusammen mit seinen sieben Büchern »zum Henker« – buchstäblich, denn der Vorleser begab sich bei diesen Gelegenheiten zum befreundeten Scharfrichter in dessen Folterkammer und spielte mit ihm Schach. Und die Prinzessin gab sich den Schmerzen und Schwindelgefühlen und den harschen klimatischen Bedingungen Conatios hin. Dafür hatte sie sich eigens den Namen *Prinzessin Insomnia* zugelegt, denn es war ihre Gewohnheit, während ihres Aufenthaltes auf diesem Planeten alles Mögliche mit klangvollen altzamonischen Worten zu benennen. Dylia fand es erleichternd, wie übersichtlich diese fremde Welt und ihre Dinge werden konnten, wenn sie sie mit der Sprache ihrer Urahnen ausstattete.

Ihr Name war dann also *Prinzessin Insomnia*, ihre Krankheit ein *Morbus*, ihr Bett war ihr *Lectus*, ihre Bettdecke ihre *Stratus*, das Kissen das *Cussinus*. Ihre Wasserflasche war nun ihre *Utrem Aqua*, ihre Schmerzen hießen alle *Dolores* und ihre Schwindel *Vertigine*. Ihr Vater war der *Rex* und ihre Mutter die *Regina*. Das Essen, das ihr gelegentlich hochkam, hiess nun *Puke* und die Toilette, in die sie sich erbrach, *Cultus*. Auf Altzamonisch war alles viel einfacher, fand Prinzessin Insomnia. Vor allem einfacher zu ertragen.

Wie so oft bei ihren endlosen Wanderungen durch das Schloss stellte sie sich auch jetzt wieder einmal vor, sie hätte die Sprache erfunden. Nicht irgendeine Sprache, sondern *die Sprache an sich*. So wie ein Dichter davon träumen mag, nicht ein, sondern *das* Gedicht erfunden zu haben. Ein Architekt *das* Haus. Ein Musiker *die* Musik. Oder ein Tapezierer *die* Tapete. Dylia träumte davon, persönlich dafür verantwortlich zu sein, dass die Leute miteinander kommunizieren konnten. Sie wusste natürlich, dass das ein alberner Tagtraum war, aber es hielt sie nicht davon ab, ihm zu erliegen. Er war einfach zu betörend.

In ihrer Phantasie sah das so aus: Sie hockte bei einem königlichen Festmahl neben irgendeinem unattraktiven Diplomaten aus einem Land, in dem die Korruption die traditionelle Regierungsform war, während im Hintergrund langweilige Tischmusik dudelte, und stocherte lustlos im Essen herum. Da fragte der unattraktive Diplomat allein aus Gründen der Höflichkeit, was sie in ihrer königlichen Freizeit denn vorzüglich treibe.

Dylia antwortete so beiläufig und nonchalant wie möglich: »Ooch – ich habe die Sprache erfunden. Momentan feile ich noch ein bisschen an den Dialekten herum.«

»Äh ... wie bitte?«, fragte der Diplomat milde lächelnd zurück. »Euer Majestät meinen wahrscheinlich, *eine* Sprache erfunden zu haben? Eine Phantasiesprache für ein Kinderbuch oder so etwas?« Dann lachte er hölzern.

»Nein, nein«, antwortete Prinzessin Dylia mit möglichst herablassendem Unterton und schenkte ihrem Gesprächspartner die Sorte von Blick, die sie sonst nur für Kakerlaken benutzte. »Ich meine in der Tat *die Sprache an sich*: Jene Grundelemente und Regelsysteme, die allgemein als Mittel der Verständigung dienen. In der Diplomatie zum Beispiel.«

»Äh ... was?«, fragte der begriffsstutzige Diplomat.

»Na – Vokale, Konsonanten, Silben, Wörter«, seufzte Prinzessin Dylia. »Und Grammatik, klar? Also die Syntax, die Phonologie, und die Semantik nicht zu vergessen. Der ganze Kram eben.«

Der Diplomat blickte sie verblüfft an.

»Ich rede von Personalpronomen, Präpositionen und Pronominaladverbien. Von Konditionalsätzen, Konzessivsätzen und Konsekutivsätzen. Von Präfixen und Suffixen und Fugenzeichen. Von Interjektionen, Deklinatio-

nen und Plusquamperfektfunktionen. Die Kongruenz des substantivischen Attributs, die Kasusabweichung bei der Apposition und natürlich die Beziehungskongruenz des Pronomens. Sie wissen schon: der komplette grammatische Krempel und so weiter. Ist alles auf meinem persönlichen Mist gewachsen, mein Bester! Ich habe sogar die Anführungszeichen erfunden.« Dylia machte mit den Fingern Häkchen in der Luft. »Ihnen ist schon klar, dass Sie mich jetzt nicht so locker von der Seite anquatschen könnten, wenn ich mir das alles nicht ausgedacht hätte?«, fragte sie lauend. »Denn dann säßen Sie nämlich immer noch mit all den anderen Troglodyten in einer Felsenhöhle«, fuhr sie fort. »Und würden mit Kohle Strichmännchen auf die Wand malen, um sich irgendwie auszudrücken.«

Abschließend verspeiste sie mit spitzen Lippen eine einzige Zuckererbse, blickte mit ausdruckslosem Antlitz durch ihren Gesprächspartner hindurch und weidete sich daran, wie ihm, der als Antwort wohl so etwas wie *Häkeln*, *Kreuzwörterrätsel*, *Wohltätigkeitsveranstaltungen* oder *Minigolf* erwartet hatte, sämtliche Gesichtszüge entglitten und es ihm die Sprache verschlug.

Zugegeben: Da ging die Phantasie eindeutig mit ihr durch. Aber Prinzessin Dylia hatte nun einmal ein außergewöhnlich leidenschaftliches Verhältnis zu Sprachen. Zu Buchstaben. Zu Wörtern aller Art, deren Verbreitung sie gewissermaßen als ihre ganz eigene diplomatische Mission am Königshof empfand.

Sie hatte zwar weder die Sprache an sich erfunden noch bisher eine eigene kreiert – leider. Aber sie übersetzte leidenschaftlich gerne von einer in die andere und wieder zurück. Übersetzen, so glaubte Dylia, sei wie Wörtern über die Grenze zu helfen. Selbst illegaler Wörterschmuggel und nicht autorisierte Übersetzungen konnten in ihren Augen wertvolle Beiträge zur Völkerverständigung sein. Übersetzen hieß: ersetzen üben. Und Übung machte die Meisterübersetzerin.

Dylia blickte aus einem der Turmfenster über ihre Heimatstadt. Sie lachte still in sich hinein und stellte sich vor, wie ein Wort aus einer fremden Sprache orientierungslos durch die Straßen irrte, und die Prinzessin ihm dann mit einer Übersetzung auf den rechten Weg half. »Na – wie heißt du denn, du armes kleines fremdes Wort?«

»Uludhuhkubuku«, schluchzte das verirrte Wort.

»Ahaah! – Du bist ein Wort aus dem seltenen Stammesdialekt der südwestzamonischen Ukurdubuhukten und bedeutest in unserer Sprache *Königspalast*. Du suchst also das Wahrzeichen unserer Hauptstadt! Da, du musst nur die große Straße entlang bis zu den schönen bunten Türmen gehen. Das ist er nämlich, unser Palast. Ich wohne übrigens darin.«

So etwas kam im richtigen Leben natürlich niemals vor, aber es war eine schöne Vorstellung, fand Prinzessin Dylia.

Jeden Tag eine gute Tat, das bedeutete für sie auch jeden Tag eine gelungene Übertragung eines schwierigen Textes aus einer anderen Sprache in ihre eigene. Oder andersrum. Je schwieriger und anspruchsvoller die Übersetzung war, desto befriedigender war die gute Tat. Dass sie dabei kein Wörterbuch benötigte und sich lediglich auf die fleißige jadegrüne Spinne und ihr unzerreißbares Erinnerungsnetz verließ, war eine Frage der Ehre und verstand sich von selbst. Doch auch wenn sie die Symptome ihrer Krankheit in das nobelste Altzamonisch übersetzte, so blieben doch die Schmerzen und Schwindelgefühle. Da half auch raffinierteste verbale Diplomatie nichts. Ihre Kreithank war nicht nur die seltenste, sondern auch die verrückteste von ganz Zamonien.

Der schlechteste Weg, mit ihrem Morbus umzugehen, das hatte Prinzessin Dylia gelernt, war, ihm eine Logik zu unterstellen. Krankheiten hatten keine Logik, keine Moral und keinen Humor. Aber das sollte einen nicht davon abhalten, sie dennoch möglichst genau zu studieren, um daraus Schlüsse zu ziehen. Und diese Schlüsse sammelte die Prinzessin im Netz der Erinnerungen, denn so konnten die Krankheiten wenigstens gelegentlich ausgetrickst werden.

Dylia hatte gelernt, mit den Schmerzen und den anderen üblen Symptomen umzugehen, ohne an ihnen zu verzweifeln. Einer ihrer bewährten Tricks war, es genauso zu machen wie mit Besuch von ungeliebten Verwandten, der plötzlich unangemeldet vor der Tür stand.

Als wohlgezogene Person von Welt bat man diese nämlich dennoch höflich herein, behandelte sie mit Anstand und hoffte inbrünstig, dass sie möglichst bald wieder verschwänden, obwohl sie natürlich ihre Anwesenheit wieder einmal über Gebühr ausdehnen würden. Auch darauf war Verlass. Die hohe Kunst dabei war, keinerlei Anzeichen von Missmut oder gar Pein

Genauso gut hätte sie sich fragen können, wie man einen Zwielfichtzweig folterte. Träume zu ordnen war so unmöglich, wie ein Hemd unter Wasser zu bügeln. Aber Dylia liebte solche Aufgaben – das waren die besten.

Niemand kann sich an all seine Träume erinnern, dafür sind sie viel zu bescheuert und zu zahlreich, aber manche sind unvergesslich. Wie konnte sie diese besonderen Träume aufbewahren? In Traumschubladen vielleicht? Oder in Traumkartons? Oder lieber in offenen Traumregalen wie Bücher? Das war übersichtlicher. Konnte man Träume stapeln? Auf Bügel hängen? Zusammenfalten? Oder wie Söckchen aufrollen? Was hatten Träume eigentlich für eine Form? Alle die gleiche, wie Eier? Oder eine ähnliche, aber immer leicht veränderte, wie Tassen? Oder jedes Mal eine komplett andere Form, wie Wolken?

Ein schönes Wort für ihre Träume war ihr immerhin eingefallen: *Luxionen*. Das war eine Wortschöpfung aus *Luxus* und *Visionen*. Denn luxuriös waren diese unvergesslichen Farbträume allemal, klar und voller Licht. Außerdem waren Träume ja eine Form von Visionen. Wer viele Luxionen hatte, war ein Luxionär. Perfekt!

Um die Frage zu beantworten, wie man Träume am besten ordnete, um sie auch wiederzufinden, schien Dylia ihre Form wichtig. Aber hatten Träume denn überhaupt eine Form? Nein, hatten sie nicht, entschied Prinzessin Dylia energisch. Träume waren gestaltlos wie Ängste oder Wünsche. Und dennoch gab es sie. Träume waren konkret, auch wenn man sie nicht greifen konnte. Nach welchem anderen Kriterium also könnte man sie ordnen? Dylia dachte nach.

Größe, Länge, Höhe oder Breite? »Mein Traum gestern Nacht hatte leider nur Traumgröße 36, er drückte etwas an den Synapsen?« Blödsinn! Und wie soll man die Länge eines Traumes messen, mit einer Uhr oder einem Zollstock? Wiegen konnte man Träume auch nicht, obwohl die Vorstellung einer somnambulen Traumwaage reizvoll war, man könnte in Mondphasen wiegen. Und Träume deuten? Das kam nun gar nicht in Frage, das war etwas für Astrologen und Kaffeesatzleser.

Also dann erstmal wenigstens ganz grob *normale Träume* von *Alpträumen* unterscheiden? In solche, bei denen man ruhig durchschlieft, und die

anderen, selteneren, aus denen man schweißgebadet und schreiend hochschreckte? Na gut, das waren zwei Kategorien, immerhin. So wie bei *feiner* und *grober Leberwurst*. Da gab es ja auch nicht hundert Sorten dazwischen. Dann brauchte Dylia zum Ordnunghalten lediglich einen *Traumschrank* und einen *Alptrauschrank*, oder? Nein, unmöglich! Nur zwei Schränke – das war keine repräsentative Traumgarderobe für eine Prinzessin! Die Hofschranzen würden sich das Maul zerreißen: Hatte die Prinzessin denn so wenig unterschiedliche Träume, dass zwei Schränke ausreichend waren? Und dann würde sicher das Getuschel über ihre Schlaflosigkeit wieder losgehen, ausgerechnet jetzt, wo sich alle damit einigermaßen abgefunden hatten.

Nein, es musste doch noch mehr Unterscheidungskriterien für Träume geben, zum königlichen Henker! Mehr Schränke mussten her, schon aus Repräsentationsgründen. Farben, fiel ihr plötzlich siedend heiß ein! Vielleicht konnte man Träume nach Farben ordnen. Sie erinnerte sich, dass ihre erinnerungswürdigen Träume meistens farbenfroh waren. Aber was für Färbungen hatten sie eigentlich? Auf jeden Fall andere als die der Wirklichkeit, die ja immer gleich waren. Exakt benannt, präzise spektral vermessen und nach Skalen genommt: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett und alle Mischfarben dazwischen.

Laaangweilig! Die Kolorierung ihrer Träume war viel abwechslungsreicher, intensiver und eindringlicher – und träumte sie nicht manchmal auch in Schwarzweiß, Schiefergrau oder Sepia? Einmal hatte alles ausgesehen wie durch eine rote Glasscherbe betrachtet, ein anderes Mal wie durch ein Kaleidoskop. Und manchmal völlig fremdfarbig, Fremdfarbig? Gab es dieses Wort überhaupt? In Träumen dachte man jedenfalls nicht darüber nach, was für seltsam leuchtende Farben das waren und wie sie hießen – wie man es auch nicht hinterfragte, wenn man im Traum seinem toten Großvater begegnete.

Halt, das war zumindest ein Ansatz: Dylia musste ihren Traumfarben klingende Namen geben und sie dann alphabetisch einsortieren. So entstand eine gewisse somnambule Ordnung, und Ordnung war das halbe Träumen, nicht wahr? Also benötigte sie genauso viele Farbnamen wie das Alphabet Buchstaben hatte, logisch:

A wie **Absalabimnt**.

B wie **Bimmsalababbt**. Das war ja einfach! Weiter!

C wie, öh ... ? Genau, **chimärisch**, das war gut.

D wie ... **Dyliant**? Na ja ... War das nicht ein bisschen sehr selbstreferenziell? Zu eitel? Ach, egal – das waren schließlich *ihre* Traumfarben. Also: **Dyliant**. Gebongt! Weiter!

E wie, öh ... **Ektamorph**. Sehr gut. Das klang blass und kränklich, aber schön.

F wie **Fantalogant**. Oder lieber **Fantalogint**? **Gint**! **Gint** klang mehr nach Farbe. **Fantalogint** also.

G wie **Gnün**. Das konnte sie sich gut merken, es klang sehr nach einer Farbe. Es gab diese schönen Leselampen mit grünem Glas, die im Dunkeln so magisch leuchteten. Das war mehr als Grün, das war ... **Gnün**! Eine Traumfarbe, die auch in der Wirklichkeit existierte.

H wie **Halluzinogen**. Huuuuh ... eine mächtig hypnotische Farbe stellte sich Dylia dabei vor, die um sich selbst rotierte wie ein Strudel. Oder wie ein sterbender Stern.

I wie **Indolgant**. Diesmal *gant*, ganz klar. Schon wegen der Abwechslung. Eine herablassende, überhebliche Farbe.

J wie **Jadegelt**. Das war schön verrückt und ein prima Traumname. Dylia stellte sich einen Tiefseefisch vor, der sich selbst in **Jadegelt** beleuchtete.

K wie **Knolp**? Ein saublöder Name. Aber irgendein blöder Name musste dabei sein, für irgendeine blöde Farbe.

L wie **Lollalint**. Das klang nach Rosa und Lila zusammen, aber noch verhuschter. Sehr gut!

M wie **Monkant**. »Haben sie diesen Schal auch in **Monkant**? Mit **halluzinogenen** Applikationen?« So eine Frage würde Dylia gerne einmal in einem Modegeschäft stellen. Und dann beobachten, wie schlagartig die Arroganz aus dem Gesicht der Verkäuferin verschwand.

N wie **Neidgrün**. Für Missgünstige aller Couleur.

O wie **Ozzelont**.

P war **Permanint**.

Q wie **Quoggonophob** – eine Farbe, die so aussah wie die Angst, auf einen Zwerg zu treten. Eine echte Traumfarbe, eine Alptraumfarbe eigentlich.

R wie **Rist**. Sie könnte so ähnlich wie Rost aussehen, aber eher golden.

S wie **Stringendt**. Eine eindeutige, unmissverständliche, strenge und sogar unbarmherzige Farbe stellte sie sich darunter vor.

T wie **Trollscheiße**. Eine eklige Farbe musste es natürlich auch geben, zum Reintreten. Waren ja Traumfarben, und in Träumen trat man andauernd in irgendwas rein. Oder man versank darin. Warum also nicht in **Trollscheiße**?

U wie **Unkenzimmt**. Darunter konnte sich die Prinzessin nun gar nichts vorstellen, aber das war auch gut so.

V wie **Verbalin**. Das könnte eine Farbe für ganz bestimmte Wörter sein, deren genaue Verwendung sich Dylia noch ausdenken musste. Vielleicht Schimpfwörter? Mal sehen.

W wie **Wimmpf**. Eine weichliche, unbeständige Farbe für Dinge, auf die man sich einfach nicht verlassen konnte, wie etwa die Gesundheit, die Konjunktur oder das Wetter.

X wie **X**. Also eine Farbe, die einfach nur **X** hieß. Das war geheimnisvoll und irritierend. Auch damit könnte man in einem Modegeschäft gehörig Verwirrung stiften. Frage: »Haben Sie das auch in **X**?« Antwort: »In **X**? Sie meinen in Groß?« Und dann könnte sie sagen: »Nein. In **X**! Ich meine die Traumfarbe.«

Y wie **Yoghurtant**. Die langweiligste aller Farben, fast schon Weiß.

Z wie **Zwerch**. Eine lustige Farbe, bei der man schon lachen musste, wenn man sie nur sah. Oder hörte. Man könnte traurige Dinge damit anstreichen.

So! Fertig! Traumfarben von A bis Z, das wäre geschafft. Eine Traumgarderobe mit sechsundzwanzig Schränken, jeder in einer anderen klangvollen Farbe, größer als jeder begehbare Kleiderschrank. Das war eine Traumgarderobe, die sich sehen lassen konnte, einer Prinzessin würdig. Schade nur, dass sie nie jemand sehen würde, die schönen Schränke. Weil sie nur in ihrer Phantasie existierten, wie so vieles andere. Aber war das nicht mit den meisten guten Dingen so?

